Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 19

Artikel: Wenn's lenzt [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574899

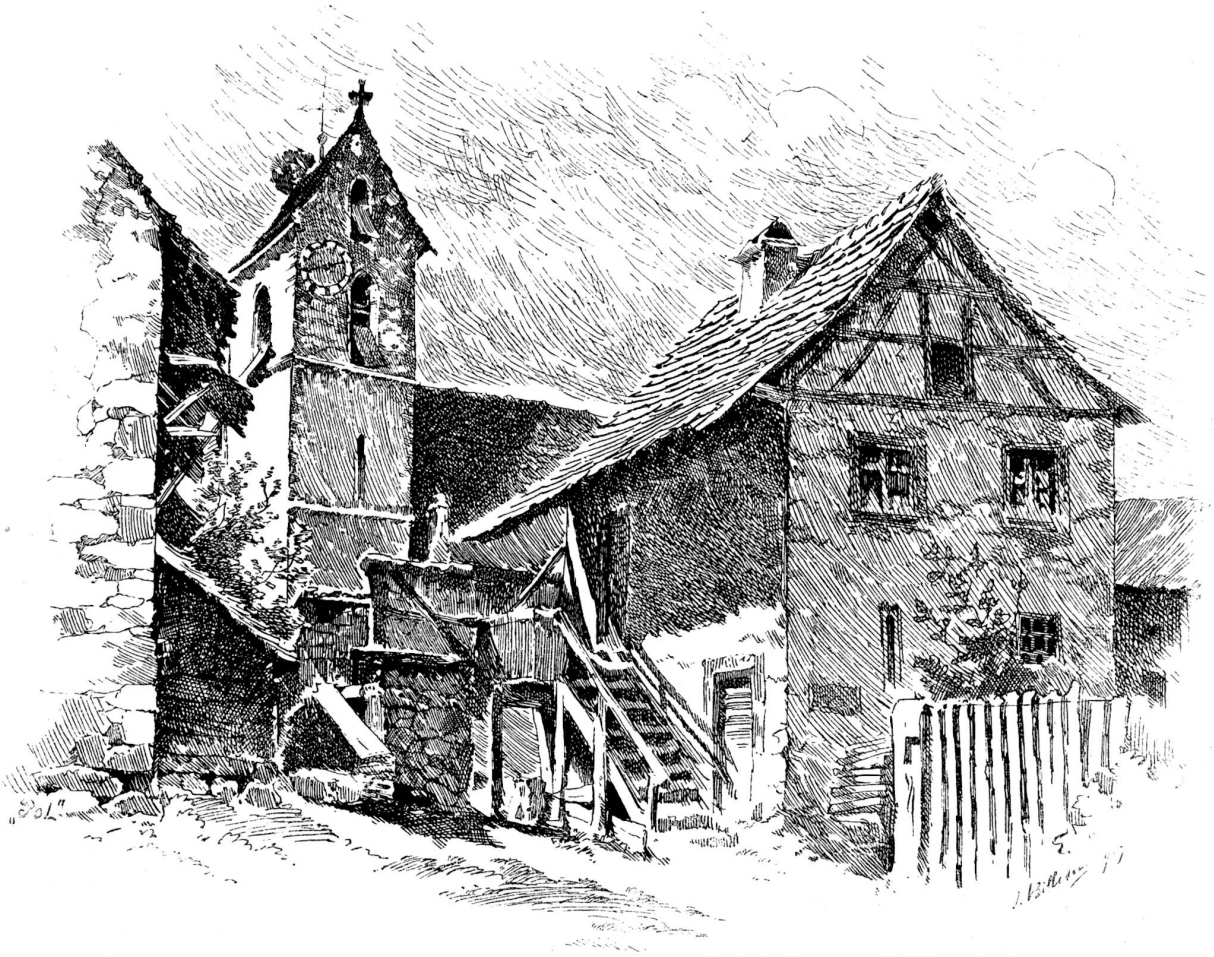
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Originalzeichnung von J. Billeter, Basel.

Wenn's lenzt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Jakob Boßhart**, Küsnacht.

(Fortsetzung).

Pauline war Konrads Schulkameradin, die beiden wurden im gleichen Jahre geboren und waren während sechs Jahren die einzigen Schulkinder des Hofes. Als am ersten Schultag Konrad das Mädchen abholte und der Kellerjakob scherzend zu dem kleinen Mann sagte: „Aber, Chueri, verlier' mir die Pauline nicht! gelt?" da kam über das Büblein das Gefühl seiner Wichtigkeit, er sah den Bauern selbstbewußt an und sagte: „Hab' ich den Fünfer vom Götti[1]) nicht verloren, so werd' ich auch die da nicht verlieren!" Damit nahm er das Mädchen bei der Hand und führte es hinaus auf den Weg und die Halde empor, dem Hof zu, auf welchem das Schulhaus stand. Der Kellerjakob sah den beiden nach, bis sie im Tannenwald verschwanden, und sagte bei sich: „Das gibt gute Kameraden." Und er behielt recht.

Gerade jetzt, da Konrad das Mädchen so zerfallen vor sich sah, zuckten Bilder aus früheren Tagen durch seinen Geist und jagten sich, Bilder, in denen Pauline anders aussah, wo sie lachte mit Mund und Augen, wo sie tanzte mit glühenden Wangen und quecksilbernen Füßen.

Es ist Winter; auf dem Land liegt tiefer Schnee und immer wirbeln neue Flocken herab. Den Schulweg findet nur, wer ihn auch mit verbundenen Augen nicht verfehlen würde. Zwei Kinder arbeiten sich mühsam an der Halde empor. Der Knabe geht voraus in seinen hohen Gamaschen und schleift die Füße dem Boden nach, um eine gangbare Rinne in den Schnee zu bahnen. Es ist eine schwere Arbeit, und trotz der Kälte rieselt ihm der Schweiß über den Rücken. Von Zeit zu Zeit blickt er rückwärts, hinter ihm schreitet, das Köpfchen in ein warmes Tuch gehüllt, seine Kameradin und ihre Aeuglein lächeln ihm zu aus dem wollenen Versteck; das macht ihm das Schneestampfen zur Lust und er dreht die Fußspitzen wacker nach außen, um die Bahn recht breit zu machen . . . .

Es ist Sommer. Die Thüre des Schulhauses fliegt auf und heraus lärmt die freiheitsdurstige Kinderschar. Aber alle stutzen: denn schwarz ist der Himmel und schon rollt es mächtig über dem Tannenwald und jeden Augenblick werden glühende Zacken auf die Wolken gekritzt. Nun heißt es ausgezogen, sonst setzt es nasse

[1]) Pate.

Häute! Die nackten Füße fliegen nach allen Seiten auseinander und die hanfenen Schulsäcke mit den Schiefertafeln und Federschachteln klappern auf den Rücken. Ein Bub eilt dem Walde zu; auf seinem Rücken tanzen zwei Säcke. Ihm hart an den Fersen läuft ein Mädchen und beide lachen dann und wann hell auf, denn die eilige Flucht lächert sie. Sie haben zwei Wälder zu durchqueren, der Weg ist weit, aber patschend geht es dahin zwischen den mächtigen Buchen und Tannen, und der feuchte Lehm des Pfades kühlt die emsigen Fußsohlen. Schon traben sie aus dem zweiten, dem Tannenwald heraus und eilen jetzt den Hügel hinunter. Da aber fegt ein gewaltiger Windstoß an der Halde empor, und hinter ihm drein kommt es durch die Luft gesaust, rauschend und tosend wie ein Wasserfall. Auf dem Boden zerplatzen die ersten Tropfen groß, wuchtig und mit dumpfem Aufschlag. Das Tosen wird lauter, Angst erfaßt die Kinder, das Mädchen stößt einen Schrei aus: ein Hagelkorn, groß wie eine Nuß, ist ihm ins Haar gefahren und andere folgen nach, bedächtig und schwer, und springen von den Steinen in die Höhe und durchlöchern das Kraut und zielen nach den Köpfen. Die Kinder stehen still, ratlos den Kopf einziehend. In dem nahen Acker steht ein hoher Kirschbaum, das Mädchen, ohne sich lange zu besinnen, galoppiert über die Furchen und Schollen dahin; schon ist es dem Ziele nah; da leuchtet es herab mit fürchterlichem Krachen, das Mädchen bettet sich zwischen die Schollen und liegt regungslos, der Knabe, vom Schrecken gelähmt, sinkt in die Knie und bebt wie Zitterkraut. Als er sich etwas erholt hat, kriecht er zu seiner Gefährtin hin und rüttelt sie am Rock. Sie rührt sich nicht: bei Gott, sie ist tot! Immer zucken neue Blitze und es dröhnt durch das Thal, wie wenn riesige Steinblöcke übereinander rollten. Der Junge fühlt's: er darf nicht unter dem Baume bleiben. Er faßt das Mädchen an, um es davonzutragen, aber es ist schwer wie Blei, viel schwerer als sonst, und ihm selbst schlottern die Knie. Er versucht es nochmals: umsonst. Er fängt zu weinen an und beschließt, nach Hause zu eilen und dort Hülfe zu suchen. Da aber fährt ihm ein Wort durch den Kopf: „Chueri, verlier' mir die Pauline nicht!" Er hat es nicht vergessen und doch sind seitdem vier Jahre verstrichen. Wieder faßt er das Mädchen an, und siehe! diesmal gelingt es: mühsam, mühsam hebt er es auf die Schulter und schleppt sich mit der Last über die Schollen hin, dem Fußweg zu und dann die Halde hinunter. Schloßen fallen nicht mehr, aber der Regen strömt herab in dicken Strängen, und durch die trübe Landschaft zittert das weiße Licht der Blitze und bei jedem Leuchten fährt der Knabe zusammen, wähnend, der Strahl falle auf ihn herab. Unten im Thal, wo die Brücke über den Bach führt und der Weg zu steigen beginnt, sinkt er zusammen, erschöpft und atemlos: seine Last gleitet ihm aus den Händen und er sinkt neben sie auf den Boden hin. Wie er sich wieder erhebt, da hat das Mädchen die Augen aufgeschlagen und schaut erstaunt in den Regenhimmel hinauf und dann wieder nach seinem Hüter. Dem Knaben aber windet sich ein Freudenschrei aus der Kehle heraus, schmerzhaft und lustvoll zugleich: „Lineli!"

Wieder ist es Winter. Die Kinder sind sechszehn Jahre alt geworden, sie besuchen unten im Dorfe die „Unterweisung" und lernen viel fromme Dinge. Das hindert sie aber nicht, am Schlittenfahren und am Schleifen auf dem Eis ihre Herzenslust zu haben. Abseits vom Weg, in einer feuchten Wiese, liegt ein Teich, oder, wie man dort zu Lande sagt, eine „Roos", in welcher die Hubbäuerin im Spätsommer ihren Hanf taucht, damit der holzige Stengel mürbe werde und dann unter den Schlägen der Breche sich leicht von den Fasern löse. Dorthin nehmen die zwei ihren Lauf durch den Schnee, das Mädchen voraus, denn nun macht es sich schon selber Pfad. Die Roos ist zugefroren, das Eis glatt und glänzend, wie eine gescheuerte Glasscheibe; aber ist es auch fest? Das Mädchen, das seinen Gefährten zögern sieht, ruft lachend: „Ich wag's!" nimmt seinen Anlauf und gleitet über den leise knackenden Spiegel. Der Bursche, um nicht feige zu erscheinen, macht das Wagestück nach; drüben aber hat die andere Kehrt gemacht, und mitten auf der Fläche kreuzen die beiden ihre Bahnen. Das war dem Eise zu viel zugetraut: der Junge steht bis unter die Schultern, das Mädchen bis ans Kinn im Eis. Es dauert lange, bis sie sich aus der Patsche herausgearbeitet haben, und nun kommt noch der Heimweg: eine Viertelstunde in Kleidern, die auf dem Leibe gefrieren. Der zähe, trotz seiner Jugend wetterharte Bursche zieht zu Hause andere Kleider an und geht wie sonst seiner Arbeit nach; das Mädchen aber erkrankt an einer Lungenentzündung und hat von da an keine gesunde Stunde mehr.

Aber ans Sterben dachte die lebensfrohe Pauline noch lange nicht. Noch an der letzten Kirchweih war sie mit den anderen Mädchen ins Dorf hinabgegangen, um zu tanzen. Auch Konrad war dabei, und die beiden drehten und wiegten sich in der „Linde" bis spät nach Mitternacht. Paulinens dünne Wangen blühten wie Rosen beim gelben Lampenschein, und Konrad sagte sich mehr als einmal: „Bei Gott, sie wird immer schöner!"

Als aber die beiden den Heimweg antraten und Konrad seine Mundharmonika aus der Tasche zog — denn das war ein Instrument, das er trefflich spielte — und einen Marsch zu blasen anfing, machte sich Pauline, ohne ein Wort zu sagen, von seinem Arme los und setzte sich an den Rand der Straße.

„Was ist dir?"

„Ich bin so müde, ich kann nicht mehr!"

„Das wird vorbeigehen! Bleib' nur ein Weilchen sitzen."

Nach einiger Zeit brachen die beiden wieder auf; der Weg fing nun rasch zu steigen an und Pauline hängte sich schwer an Konrads Arm. Aber es half nichts, es ging wirklich nicht mehr, das Mädchen blieb stehen, drückte die Schürze an das Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

„Aber was ist dir denn?"

Da brachte sie hervor, was sie sich selber noch nie offen gestanden hatte: „Konrad, ich muß sterben."

Er schlug einen Ton an, wie manchmal Leute aus dem Volke thun, wenn sie ihre Gefühle nicht zeigen wollen oder einem anderen etwas ausreden möchten, das sie selber fürchten: „Schwatze keinen Unsinn, Pauline! Du und sterben! Eine Nacht lang tanzen wie eine Bach-

Vorbereitungen zum Feste.

Gemälde von Raphael Ritz, Sitten.

stelze und dann vom Sterben reden! Schlag' solche Grillen in den Wind!"

Sie aber sagte: „Es ist keine Grille, ich fühl's, es geht nicht mehr lang." Das rasende Tanzen habe ihr den letzten Stoß gegeben. Die schmetternden Noten haben ihr freilich die Füße gelüpft, jetzt aber seien sie wie Blei und der Atem wolle ihr nicht mehr in die Brust hinabsteigen; wenn es nur schon vorbei wäre, sie habe so angst.

Konrad war der Gedanke, Pauline möchte sterben, schon mehr als einmal gekommen, aber er war ja jung, und bei der Jugend hat die Hoffnung noch immer willige Ohren gefunden. Jetzt aber, da er den bangen Gedanken aus ihrem eigenen Munde vernahm, übermannte er ihn, ein unsägliches Weh schnürte ihm die Kehle zu und seine Hand fuhr unwillkürlich über die Augen. Und nun sagte er ihr mit weich gewordener Stimme, was die Scheu sonst lange in seiner Brust zurückgehalten hätte: „Aber weißt du denn nicht, Pauline, wie gern ich dich habe!"

„Doch, ich merk' es, und das eben macht mich so gar traurig!"

„So hast du mich auch ein wenig lieb?"

„Konrad!"

Da redete ihr der Bursche zu, sie sollte doch nicht ans Sterben denken, sondern lustig sein, wie damals, als sie zusammen zur Schule gingen. Sie müsse nur gesund werden wollen, dann werde sie es sicherlich auch bald sein. „Und, wenn du gesund bist und wieder magst springen und tanzen, dann stecken wir ‚Maien'[1]), du ins Haar und ich an den Rock, und es soll hoch hergehen. Willst du's so?"

Sie hatte nichts dagegen: bei seinen Worten war auch in sie die Hoffnung wieder eingezogen und merkwürdig: das Bleigewicht schien von ihren Füßen abgefallen zu sein und sie sagte zu ihrem Begleiter: „Nun spiel' noch eins auf, und ein lustiges!"

So ging es ganz leidlich zum Wieshof hinauf.

Nun waren die beiden Jugendgespielen „versprochen", aber niemand wußte es noch, dazu hatte es schon noch Zeit, und waren Leute zugegen, sie ließen sich nichts anmerken und thaten gar, als ob sie sich nicht recht leiden könnten.

Pauline wehrte sich tapfer gegen ihr Leiden. Im Sommer ging es gut und im Herbst nicht viel schlimmer. Da aber kam der Winter mit seinem kalten Nordwind, der da meint, es sei nicht recht, wenn nicht landauf, landab alles huste und belle wie die Füchse zur Zeit der Dürre. Pauline hatte keine gute Zeit, aber Konrad kam hie und da ins Unterhaus, wenn er abends aus dem Walde nach Hause kehrte und fand dann Gelegenheit, ihr Mut einzuflößen: das sei eben der Winter, aber der währe nicht ewig und der Frühling sei ein guter Doktor.

Sie lächelte dazu mit ihren dünnen Lippen und Wangen, glaubte ihm halb und glaubte ihm halb nicht und fragte sich: „Werd' ich den Kuckuck nochmals schreien hören?"

Der Frühling kam. Pauline vernahm den Ruf des Kuckucks, aber an jenem Tage wollte der Kellerjakob gar nicht zu Mittag essen, und als man in ihn drang, da stotterte er es heraus: es sei alles fertig, in vier Wochen werde der Hof und alles was drauf sei „stübis und rübis" vergantet, er habe sich lang, lange gewehrt, jetzt habe er die Gabel ins Heu geworfen.

Oh, diese Schande! „Verlumpen" nennen es die Bauern auf den Höfen. Also Pauline ist das Kind eines Verlumpten! Nun wird Konrad nichts mehr von ihr wissen wollen und sie verachten, wie die anderen Nachbarn es nun alle thun werden! An jenem Mittag legte sie sich zu Bette und stand seither nicht wieder auf. Die Schande hatte ihren Widerstand und das Restchen Kraft gebrochen, sie ließ es jetzt gehen, wie es mochte und dachte stets: „Wenn's nur schon vorbei wäre."

Da sie von Tag zu Tag elender wurde, hatte man sie in das Stübchen gebettet; die Hülfe war so gleich zur Hand, wenn ihr etwas fehlte. Eines Tages, als sie mit ihrer Mutter allein war, hörte sie Tritte vor dem Haus: sie kannte sie wohl: es war Konrads Gang. Die Freude durchfuhr sie: „Er kommt doch noch, er verachtet die Verlumpte nicht!" Aber gleich folgte der Umschlag: sie könnte ihm nicht ins Gesicht sehen, sie, deren Schmach auch auf ihn fallen würde, wenn jemand erführe, daß . . . Nein, es mußte abgebrochen sein! um seinetwillen! Sie fuhr im Bett auf: „Mutter, riegle die Thüre zu!"

„Was fällt dir ein, Mädchen?"

„Stoße den Riegel für, oder ich gehe selber!"

Züsi erschrak ob der Aufregung ihrer Tochter und, um sie zu schonen, gehorchte sie. Als es geschehen war, trat sie vor das Bett hin: „Was soll das heißen, Kind?"

„Scht! sei mäuschenstill!"

Züsi setzte sich kopfschüttelnd auf ihren Stuhl.

Draußen klopfte es an die Thüre. Niemand gab Antwort. Es klopfte wieder. Vergebens. Da drückte eine Hand auf die Klinke, aber die Thüre hütete sich wohl, sich in den Angeln zu drehen.

„Ist niemand da?" — Alles schwieg.

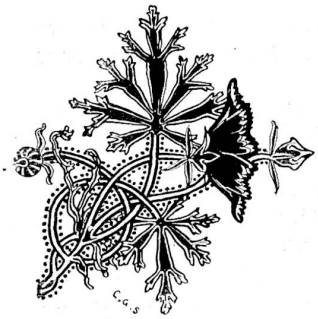
Noch mehrmals kreischte die Thürklinke, erst schüchtern, dann heftiger, und als alles nichts nützte, entfernten sich draußen die Schritte. Im Bette halb aufgerichtet hatte Pauline gelauscht, wie ein Reh, das den Jäger wittert. Wie die Schritte verhallten, sank sie ins Kissen zurück, zog das Leinentuch über ihr Gesicht und schluchzte bitterlich. Sie hatte ihm den Riegel vorgeschoben, ihm, den sie über alles gern hatte, den sie vielleicht nun nicht wieder sehen sollte, ihre erste und letzte Liebe. Sie that es nicht aus Eigensinn, sie that es ihm zu lieb, mußte es thun, und nun blutete ihr das Herz.

Züsi ahnte, was in ihrem Kinde vorging, sie nahm den Kopf der Kranken in ihre Hände und suchte ihr Trost zuzusprechen.

Zwei Tage später machte Konrad noch einen Versuch, in Kellerjakobs Haus einzudringen: er stieß wieder auf eine verriegelte Thüre, man wollte ihn nicht sehen, er mußte es aufgeben und sich begnügen, vom Kellerjakob zu erfahren, wie es dem Mädchen gehe, und der sprach seit einigen Wochen nur noch mit den Achseln.

Als am Ganttage Konrad mit den Bauern in die Stube trat, trafen seine Blicke Paulinens Augen, und es lag darin eine flehende Angst. Was mochten sie sagen? „Verachte mich nicht in meiner Schande!" oder: „Verzeih', daß ich dir den Riegel vorschob!" oder:

1) Sträuße.



„Laßt mich doch in Frieden sterben!" Ja, er sah's: der Tod schaute ihr aus den tiefen Augen mit den bläulichen Rändern, und dumpf, bei dem Klange der Schritte und dem Summen der Stimmen nur wenigen vernehmlich, rang es sich heraus: „Um's Himmels willen! ... Um's Himmels willen, sie stirbt ja!" Er drängte sich an das Bett heran und sagte: „Pauline!"

Sie sah zu ihm auf und hätte gerne gelächelt, wie sie einst that, wenn er vor ihr den Schnee furchte und seinen Lohn in ihren Augen suchte; denn sie sah wohl, daß er ihr immer noch gut war. Da aber erschallte dicht am Bett die kreischende Stimme des Weibels, der in seinem Rausche nicht wußte, was er that: „Da ist ein Bett, was ist das wert?"

Ein Murren des Unwillens ging durch die Stube. Die Leute, die neben und hinter dem Weibel standen, stießen ihn mit den Ellbogen, um ihn zur Besinnung zu bringen. Er wurde aber störrig, stieß mit den Fäusten um sich und wiederholte: „Da ist ein Bett! ist das nüt wert?"

Pauline sah den Weibel mit Augen des Entsetzens an. Die Bauern riefen: „Halt dein Maul!" Der Betrunkene aber schlug auf die Arme, die sich nach ihm ausstreckten und rief: „Ich muß ganten! was sein muß, muß sein! Was ist das Bett wert?"

Konrad zuckte es in der Hand, aber er beherrschte sich und sann auf ein Mittel, um dem Unfug ein Ende zu machen. Aber es sollte rasch, rasch gefunden sein und er fand den richtigen Weg nicht und rief dem Weibel die Antwort entgegen: „Hundert Franken!"

Kaum war ihm der Ruf entfahren, da ward es ihm klar, was für eine Unschicklichkeit er gemacht habe, und als nun gar der Weibel anfing zu wiederholen:

„Hundert Franken zum ersten ...", da kochte ihm das Blut, er umschlang den Grobian mit seinen rüstigen Armen, stieß die Leute, die ihm im Wege standen, auf die Seite und trug ihn in die Tenne hinaus, wo er ihn unsanft in eine Ecke warf.

Als er wieder in die Stube trat, war Pauline ins Kissen zurückgesunken, ein Schleier hatte sich über die Augen gelegt, sie war dahin. Züsi stieß einen Schrei aus, der allen durch Mark und Bein ging, und warf sich über ihr Kind; die Bauern schlichen verlegen hinweg, ohne jedoch zu vergessen, die erstandenen Waren mitzunehmen. Konrad blieb allein mit Züsi und der Toten in der Stube zurück, er hätte gerne der armen Frau sein Herz ausgeschüttet, aber die gab sich so sehr ihrem Schmerze hin, daß sie die Gegenwart des Nachbars gar nicht gewahrte. Er konnte den Jammer nicht mit anhören und ging hinaus wie die anderen. Er nahm den Weg hinten um das Haus herum, um dem Kellerjakob das Unglück mitzuteilen, aber der war verschwunden. Es war Mittag und Essenszeit; Konrad hungerte nicht; im Oberhaus angekommen, nahm er eine Axt auf die Schultern und schlich ungesehen davon, dem Walde zu. Erst am Abend kehrte er wieder zurück; den Bäumen hatte er kein Leid gethan und die Axt war noch rostig wie am Morgen.

Beim Mittagessen gab es auf allen Höfen viel zu erzählen. Der Eichbauer Jörli schloß seinen Bericht mit den Worten: „Des Schulpflegers Konrad ist sonst ein Bursche, der keinen Strumpf für eine Kappe hält, aber heute muß der Teufel in ihn gefahren sein. Ein Gebot auf ein Bett thun, in dem eins krank liegt, wer hat das schon erlebt? Jetzt weiß man nicht, wer der Pauline geholfen hat, der Weibel mit seinem ‚Was ist das Bett wert'? oder er mit seinen ‚Hundert Franken'."

„Wie ich den Konrad kenne, hat er nichts schlechtes gemeint!" sagte eifriger, als sie es wollte, Jörlis Tochter Rosine.

„So? wie du ihn kennst?" meinte der Bauer, „du kennst ihn also? So, so, wie du ihn kennst?"

Rosine legte ihren Löffel in den Teller und flüchtete damit in die Küche; man sah es ihr am Rücken an, daß sie ein Gesicht bekam rot wie ein gekochter Krebs.

„Oho," dachte Jörli bei sich, „will's dort hinaus?"

Rosinens Bruder, der Bert, der die geheimen Gedanken seiner Schwester schon längst erraten hatte, hielt die Gelegenheit für passend, ihr einmal seine Meinung zu sagen und rief ihr nach: „Auf den Chueri kannst du warten, bis die Kuh einen Batzen gilt!" In der Küche aber sagte Rosine zu sich, als sie, ärgerlich über ihr dummes Gebaren, den Teller etwas unfreundlich auf einen Tisch stellte: „Und ich will ihn doch!" Dabei stampfte sie mit dem Fuße auf den roten Ziegelboden.

II.

Am folgenden Tage ging ein Mädchen von Gehöfte zu Gehöft und meldete dem ledigen Volk, daß am Samstagabend im Schulhaus für Kellerjakobs Pauline ‚geschäppelt' werde.

Die Hofbauern hangen an alten Gebräuchen so zäh, wie an ihrer lehmigen Erdscholle, und was anderwärts schon längst vergessen ist, wird dort noch liebreich in Ehren gehalten. Wenn eine Jungfrau stirbt, thun sich die Jugendfreundinnen und Kameraden zusammen, flechten aus Immergrün und Moos lange Kränze, die um den Sarg gewunden werden. Mit Kränzen wird auch ein schwarzes, hohes Kreuz geschmückt, an das ein Porträt mit einer Widmung befestigt ist, und das dem Sarg vorangetragen wird. Früher, als sich die Landestracht noch nicht in die alten wurmstichigen Kästen verkrochen hatte, setzte man oben auf das Kreuz das ‚Schäppeli', den schmucken Hut, den die Bräute an ihrem Hochzeitstage als Zeichen der Reinheit trugen. Als eine Himmelsbraut sollte die Freundin im Friedhof Einzug halten. Daher kommt es, daß das bekränzte Kreuz ‚Schäppeli', das Flechten der Kränze aber ‚Schäppeln' genannt wird.

Am Samstagnachmittag versammelten sich die Mädchen beim Schulhaus, das auf einem Weiler etwa im Mittelpunkte der Hofgemeinde steht. Als sie vollzählig waren, stiegen sie zum Schloßrain hinauf. Dort ragen zwischen mächtigen Föhren die geborstenen, von den Wurzeln der Sträucher zernagten Mauern und Türme einer alten Ritterburg empor, und rings um den Hügel im Gebüsch und auf dem grauen Mörtel wuchert üppiges Immergrün, das einzige, das in der Gegend wild wächst

und, wie die alten Leute versichern, vom Schloßgarten herrührt. Es war eben in voller Blüte, und es schien, als hätte sich ein Stück des klaren Frühlingshimmels auf den Schloßrain niedergelassen und ins frische Grün geschmiegt.

Die langen Stengel des Immergrüns mit den glänzenden Blättern wurden nun sorglich mit den Fingern aus dem grünen und blauen Teppich herausgeholt und ordentlich in Körbe gelegt; andere Körbe wurden mit gelbgrünem, weichem Moos gefüllt, und von den rissigen Stämmen der Föhren löste man einige Epheuranken. Als die Sonne in die dunkeln Tannenwipfel des Hasenwaldes hinuntersank, neckisch durch die Aeste und Zweige hindurch blitzte und plötzlich nochmals eine Saat von Goldstaub über den Schloßrain ausschüttete, da waren die Körbe gefüllt, die einen mit hellem, die anderen mit dunklem Grün. Die Mädchen ergriffen zu zweien die nach dem Waldboden duftenden Lasten, und nun ging's wieder hinab, dem Schulhause zu. Hinter ihnen aber begann ein süßes Flöten. Eine Amsel, der das junge Volk den ganzen Nachmittag verdorben hatte, und die ihr Lied nicht mehr in der sangeslustigen Kehle zurückzuhalten vermochte, hatte sich auf den höchsten Zweig einer Föhre gesetzt und sang nun in das warme Abendrot hinein, und mit ihr der ganze Schloßrain, so daß sich auch in der Brust der Mädchen etwas regte wie ein Lied, und es wäre mächtig jauchzend herausgequollen, wären nicht die ernsten grünen Körbe gewesen.

Vor dem Schulhause harrten jüngere Mädchen, die noch zur Schule gehen mußten. Die brachten ihren älteren Schwestern das Abendbrot und betrachteten mit feierlichen Mienen die grünen Körbe und ihre Schwestern, und hatten heute vor diesen mehr Respekt als sonst und dachten: „Wenn auch ich einmal groß sein werde und schäppeln darf!"

Die Schäpplerinnen traten in das Schulzimmer, setzten sich in die langen Bänke, in denen sie sich so oft nach ihren Höfen und deren Ungebundenheit gesehnt hatten und auf denen sie nun die unverwischbaren Spuren der Messerklingen ihrer Leidensgefährten fanden: „Da hat der Paul seinen Namen eingeschnitten!" „Dieses Loch hat Jörlis Bert gebohrt." „Da muß der Kaspar gesessen haben, sieh' nur her!"

Nachdem die Mädchen ein Weilchen nach Erinnerungszeichen und nach früher kaum beachteten, jetzt lieb gewordenen Initialen gesucht hatten, machten sie sich über die Körbe her, die man ihnen gebracht hatte. Ihr Inhalt verriet, daß auf den Höfen der Hunger keine mächtige Herrschaft besitzt: vor dem Roggenbrot und der Butter, dem Magerkäs, dem rotdurchzogenen Speck und den Rauchwürsten und all den Dingen, die da hervorgezogen wurden, hätte er das Feld räumen müssen, und wäre er auch mit einer ganzen Kompagnie eingerückt, und an klarem, perlendem Moste fehlte es wahrlich auch nicht. Die Zähne bekamen nun wacker Arbeit und die Zunge wurde gezügelt: man wollte den guten Eindruck, den man sichtlicherweise auf die Schulmädchen gemacht hatte, nicht mutwillig wieder verwischen, und das konnte man nur, indem man mit den Brot- und Käsebissen auch die Wörter hinunterschluckte: denn was können fünfzehn lebensfrohe Mädchen von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren — und wären sie auch Schäppelens halber bei einander — anderes plaudern, als was zum Lachen kitzelt und die weißen schelmischen Zähne aus ihrem Verstecke lockt.

Als das Essen nicht mehr schmeckte, wurden die Körbchen wieder gepackt und die kleinen Mädchen mit einem freundlichen Klapps auf die Wangen nach Hause geschickt. Die Nacht brach herein, die große Hängelampe wurde angezündet und das Flechten der Kränze konnte beginnen. Die einen sortierten das Immergrün und das Moos und vereinigten zusammenpassendes zu kleinen Büscheln, die von anderen, die Erfahrung und geschickte Hände hatten, an Schnüre gewunden wurden. Einmal schlich sich eine der Schäpplerinnen ans Fenster und horchte in die Nacht hinaus.

„Steht der Max draußen?" rief ihr eine andere neckisch zu, und der ganze Schwarm fing an zu kichern.

„Ihr seid wohl närr'sch! ich wollte nur sehen, ob der Mond schon komme!"

„Freilich, der M—ond!" meinte eine in trockenem Tone.

„Schscht!" unterbrachen die Aelteren das losbrechende Gelächter.

Als die Flechterinnen recht im Zuge waren und die Arbeit weidlich von statten ging, hörte man Tritte draußen: „Sie kommen!" Große Bewegung im Schulzimmer, die Blätter und Moosfetzchen wurden von den Schürzen geschüttelt, die Hände fuhren über die glattgekämmten Haare, man setzte sich in Positur, als hätte man photographiert werden sollen; dann wurde alles still und mit doppeltem Eifer zappelten die Finger der braunen, an Arbeit gewöhnten Hände. Die Thüre knarrte in den Angeln und herein traten die Burschen in ihren schweren Schuhen, unter denen der tannene Zimmerboden ächzte, und sie machten möglichst gleichgültige Gesichter und sogen an ihren kurzen Pfeifen. Man drückte sich die Hände, bald stärker, bald schwächer, wie man's gerade meinte oder im Sinne hatte. Als die Mädchen ihre Arbeit wieder aufnehmen wollten, sagte einer der Burschen: „Erst müssen wir den Grabgesang einüben, hol' einer den Schulmeister herunter!"

„Wir klopfen an die Diele," sagte ein anderer, „er wird schon merken, was wir wollen."

„Gesagt, gethan. Bald darauf leuchteten zwei dunkle, freundliche Augen durch das Schulzimmer. Sie gehörten einem alten Männchen, dem ein ehrwürdiger Bart bis auf die Brust wallte, während ein schwarzes Sammetkäppchen ihm die Haupthaare ersetzen mußte.

„Guten Abend, Kinder!" — „Guten Abend, Herr Schullehrer!"

„Ihr werdet das ‚Ruhe sanft' singen wollen?" Dies sagend, überblickte der Alte mit seinen beweglichen Augen die Schar seiner einstigen Schüler, öffnete sein Instrument, ein kleines, baufälliges Harmonium, und fing an zu treten und die Tasten zu drücken, und schnarrend gab der braune Kasten Töne.

Die jungen Leute kannten das Lied, es war das Grablied, das sich auf den Höfen von Generation zu Generation vererbt hatte, und man sah keinen Grund, ein neues zu lernen. Die einfache Weise und die schlichten Worte hatten ihre Wirkung in der Kirche noch allezeit ausgeübt, und hätte man einen Sterbenden gefragt: „Was sollen wir dir singen, wenn's vorbei ist?" er

hätte sicherlich geantwortet: „Wie könnt ihr auch so etwas fragen! Ich habe mein ganzes Leben lang nie recht ausruhen können, drum singt mir: Ruhe sanft im Grabe, Ruhe sanft im Grab."

Die jungen Leute stellten sich vor das Harmonium, jeder zu seiner ‚Stimme', nur einer zögerte, es war Schulpflegers Konrad.

„He, Chueri" — das war sein Kosenamen geblieben — „He, Chueri! was treibst du dort hinten?"

„Ich mag nicht singen!" und er sagte die Wahrheit.

„Mögen, mögen! es heißt müssen!"

„Ich habe einen Hals so rauh wie eine Feile."

„Begreiflich," sagte Kaspar, der Witzbold, „hätten wir gestern auf der Gant so laut geboten, 's wär auch unsereiner heiser geworden!"

Konrad, ohne ein Wort zu erwidern, griff nach seinem Hute und wandte sich zur Thüre. Spott ertragen, das fehlte ihm gerade noch!

Man durfte ihn nicht gehen lassen, er war der beste Baßsänger der Gesellschaft, es ging nicht ohne ihn. Man umdrängte ihn, versperrte ihm die Thüre und bat ihn zu bleiben.

Den besten Trumpf spielte aber Rosine, Jörlis Tochter, aus. Die rief dem Spaßmacher zu: „Kaspar, ich kenne einen, der war freilich nicht heiser, als wir für Steffens Lisbeth sangen!"

Man kicherte; Jörli's Bert aber meinte, er müsse einen Kommentar zu den Worten seiner Schwester geben: „Ja, damals hat einer gebrüllt wie ein Ochse, den man allein im Stall läßt!"

Kaspar brauchte nicht zu fragen, von wem man so freundlich redete. Er bildete sich nicht wenig auf seine Tenorstimme ein, hatte aber bei einem Begräbnis das Unglück gehabt, in eine Pause zu krähen wie eine Posaune, die zum jüngsten Gericht ruft. Damals hatte man im Dorfe über die Hofbauern gelacht — denn Berg und Thal haben sich ewige Fehde geschworen — und man hatte boshafte Bemerkungen herumgeboten: wenn die Höfler singen, müsse ihnen der Geißbub auf seinem Horn Tenor blasen, oder: wenn man im Dorfe einen Nachtwächter brauche, wisse man jetzt, wo ihn holen. Sie so lächerlich gemacht zu haben, verziehen die Hofburschen ihrem Kameraden lange nicht. Er selber aber hatte sich am meisten darüber geärgert, und so trafen ihn Rosinens Worte wie ein Guß kalten Wassers. Konrad andererseits empfand eine große Genugthuung, den so gedemütigt zu sehen, der ihm so unsanft an seine schmerzlichste Wunde gerührt hatte, und er wußte es dem Mädchen Dank.

Während die anderen sich über den verlegenen Kaspar noch weiter lustig machten, ihm aber dabei auf die Schultern klopften, zum Zeichen, daß es so bös ja nicht gemeint sei, machte sich Rosine hart an Konrad heran und sagte halbleise zu ihm: „Was fällt dir auch ein, davon zu laufen? Da wären wir schön dran! Den Dörflern freilich hieße das Wasser auf ihre Mühle richten; denn wer sollte das Solo singen mit dem tiefen Ton drin? Etwa der Franz, der eine starke Stimme hat, aber entweder eine halbe Elle zu hoch oder zu niedrig singt? Den tiefen Ton bringt keiner so schön heraus wie du! Willst du den Dörflern den Spaß machen?"

Von Eitelkeit war der Bursche nicht frei, und daß er eine hübsche Stimme hatte, wußte er, bevor es ihm Rosine sagte. Indessen kämpfte er noch mit sich selber, als der Schulmeister ungeduldig mit seinem Taktstöckchen auf den Deckel des Harmoniums klopfte und rief: „Nun Konrad, seit wann läßt man sich so drängen, wenn es gilt, einer Jugendgespielin auf dem Grabe zu singen!"

Die Autorität des allgemein geachteten Alten brach seinen letzten Widerstand, das konnte man ihm am Gesicht ablesen; zwei Burschen nahmen ihn ohne weitere Umschweife in ihre Mitte, und er ließ sich vor das Harmonium führen.

Nun wurde das Lied geübt, zuerst jede Stimme einzeln und dann alle zusammen. Konrad, nachdem ihm einmal die Zunge gelöst war, ging ganz im Gesange auf, und als zum Schlusse das Solo probiert wurde, und er das ‚Ruhe, ruhe, ruhe sanft' singen mußte, dachte er an das Mädchen, das drüben kalt im Wieshof lag, und seine Stimme vibrierte vor Rührung, und die anderen stießen sich mit den Ellbogen an: „Der Chueri singt heut' wie eine Orgel."

Der Schulmeister klappte den Deckel seines Instrumentes herunter, drehte das Schlüsselchen herum und, sich zur Thüre wendend, sagte er zu dem jungen Volk: „Gute Nacht, Kinder! Seid mir nicht zu laut, ich und meine Alte möchten nun gern die Augendeckel herunterlassen." Da trat ein Bursche herein, der sich kurz vorher entfernt hatte; er trug in der Hand ein hölzernes Gefäß, einem Fäßchen vergleichbar, eine ‚Legle', wie man dort zu Lande sagt. Die ‚Legle' ist zur Erntezeit die erquickende Quelle der Schnitter, erwies sich aber auch beim ‚Schäppeln' als brauchbar. Der Bursche stellte das Gefäß auf eine Bank: „Herr Schulmeister, ihr müßt mit uns den Schäppelitrunk thun, so ist's immer gehalten worden." Der Angeredete machte ein sauersüßes Gesicht, nickte aber beifällig. Derweil hatte man einen Korb mit Gläsern und einen großen braunen Brotlaib hereingetragen. Man griff zu den Gläsern, hielt dieselben an das dünne Kupferröhrchen der ‚Legle' und ließ den perlenden Rotwein hineinsprudeln. Dann stellte man sich in zwei Reihen, hier die Burschen, dort die Mädchen, und zwischen drin pflanzte sich der Schulmeister auf, dem man ein feineres Glas mit einem Fuß in die Hand gegeben hatte.

Konrad, ohne zu wissen, wie es kam, befand sich Rosinen gegenüber und war froh, daß es sich so traf, denn des Mädchens Verhalten wirkte noch nach und that ihm wohl.

Alles war mäuschenstill wie in einer Kirche. Da zog der Schulmeister sein Sammetkäppchen ab, und da er gerade unter der Hängelampe stand, leuchtete sein kahles Haupt freundlich durch das Schulzimmer, wie der Mond durch die Nacht, und es war, als lege sich ein klarer Schein, ein Heiligenschein darum. Er schaute eine Weile sein Glas an, wie um sich zu besinnen, und sprach dann mit leiser, etwas singender Stimme und mit altväterischer Aussprache den Spruch, den er selbst einst in jüngeren Jahren verfaßt und seither mit kleinen Aenderungen immer beim Schäppeln vortrug:

„Liebe Freund'!

Kam der Tod einhergeschritten
Und aus uns'rer Mitten
Riß er eine weg fürwahr,
Die uns allen teuer war,
Die als Kind mit uns gesprungen,
Die so lustig einst gesungen,
Wenn wir Ringelreihen
Tanzten im Maien.
Oh, wie in der Erntezeit
Uebers Feld weit, weit
Ihre Jauchzer schallten,
Bis wir's ihr vergalten!
Und wie sie sich froh gemacht,
Wenn wir in der Winternacht
Schlitten fuhren am Rain
Beim Mondenschein,
Und in warmer Stube drauf
Nach dem wilden Lauf
Nüsse knackten, Lieder sangen
Und zur Lust im Tanz uns schwangen!

Und nun hat sie g'nug gesprungen
G'nug gejauchzt und ausgesungen!
Nie mehr hört man ihre Lieder,
Nie mehr, nie mehr tanzt sie wieder,
Doch wir wissen, daß fürwahr
Sie uns allen teuer war.

Wenn einer aus der Heimat zieht
Und die alten Freunde flieht,
Ist's ein Brauch in diesem Land,
Daß er nimmt ein Glas zur Hand
Und beim Abschiedstrunk, vereint,
Allen zeigt, wie er es meint.
Darum stellt euch jetzund vor,
Daß durch dieses Hauses Thor
Die Sel'ge tret' herein,
Nehm' dies Glas mit Wein
Und mit jedem stoße an:
Bricht das Glas ihr dann,
Ist's, als wär's das Leben,
Das der Schöpfer ihr gegeben;
Denn das Leben ist wie Glas,
Glänzt wie Glas und tönt wie Glas
Und — bricht wie Glas.
Heute trifft es dieses hier,
Morgen kann es gelten dir:
Jedes geht einmal in Scherben
Beim Sterben.
Aber wie die Scherben springen,
Darf der Geist in Himmel dringen,
Laben sich an Himmelskost.
Das ist unser Trost. —
Pauline Keller, ruh' in Gottes Namen.
Amen."

(Fortsetzung folgt).

Der sechste Tag.

Der Schöpfung sechster Morgen glänzte klar,
Da kam der Herr und musterte sein Werk,
Und sahe wohl, daß es gelungen war.

In Klarheit schwamm die Welt; es war geschieden
Die Erd' vom Himmel, Land und Meer getrennt,
Und überall war Ordnung und galt Satzung:
Ein jeder Funke, der am Himmel brennt,
Der letzte Windflug, der darunter hastet
Und Wolkenlasten trägt und Regenguß,
Des Steines Fallen und der Wellen Fluß,
Ein jeglich Tier, das schwimmt und fleugt und schreitet:
Der Kreaturen erst' und letzte gleitet
In vorgeschrieb'nen G'leisen.

Ein Riesenweib nur wand sich in Empörung;
Wie Sturmwind tobend, schrie's zum Herrn empor:
„Tyrann! vom Throne hast du mich gestoßen,
Die ich des Weltalls Herrin war zuvor!
Wo soll ich fürder, sag, mein Elend bergen?"
„„Wer bist denn du?"" — „An Herrscherrecht dir gleich!
Drum schwör ich ew'ge Feindschaft deinem Reich!" —
„„Ich bin Gesetz, so willst du es gebrochen?""
„Ich bin, du hast mein Wesen ausgesprochen,
Die göttergleiche Willkür!"

„„Und nun?"" — „Gib mir ein Reich!" — „„Es bleibt dir keines!"" —
„So schaff's, sonst raf' ich stündlich himmelwärts!" —
Da ging der Herr und schuf den ersten Menschen.
„„Das sei der Willkür Haus: ein menschlich Herz."" —
„Es ist zu klein!" — „„Nichts größ'res ward geschaffen."" —
„Wohlan, ich baue drinnen meinen Stuhl:
Es werd' des Widerspruchs, des Zweifels Pfuhl,
Hohn sprech' es wie der Satzung, so der Strafe,
Verbot'ner Frucht begehr's und sei ein Sklave
Jedweder Lust und Sünde!"

Den Herrn verdroß die Red', nicht lange zwar;
Er prüfte scharf des letzten Werkes Art
Und sahe wohl, daß es gelungen war.

Jakob Boßhart, Küsnacht.